



MIT WAHRHEIT ZUM ERFOLG

Der unumstritten umstrittene Martin Parr

Er meint, die Welt sei voller Propaganda. Überall füttere uns die mediale Umwelt mit geschönten Wahrheiten. Martin Parr selbst verzichtet in seinen Bildern bewusst auf den allgegenwärtigen Idealismus, setzt stattdessen auf schonungslosen Realismus. Stellvertretend dafür drucken wir hier Auszüge seiner Hongkong-Serie (2013), die irgendwie ist wie britisches Essen: erschreckend nüchtern. Parr zeigt absichtlich keine romantisierenden Eindrücke einer aufstrebenden Stadt. Und dass das alle schockt, schockt wiederum ihn. Was er sonst von der Kritik an seiner Arbeit hält, hat er uns in einem Gespräch verraten.

FOTOS: MARTIN PARR, INTERVIEW: FLORIAN STURM

► *Mr. Parr, wie sieht Ihr fotografischer Speiseplan aus? Was lesen Sie oder schauen Sie sich an, um neue Ideen für Ihre Arbeit zu gewinnen?*
Martin Parr: Ich habe natürlich eine Vielzahl an Fotobüchern zuhause, in die ich regelmäßig reinschaue. Außerdem schicken mir die Leute immer wieder ihre Bücher und ich suche selbst aktiv nach neuen. Auch hier auf dem fotobookfestival in Kassel habe ich wieder etliche interessante Exemplare gefunden.

Wonach wählen Sie aus, welche Bücher Sie kaufen?
Ich suche mir nur die Besten aus.

Und woran erkennen Sie, dass es das Beste ist?
Das lässt sich so pauschal nicht sagen. Was ich sehe, muss mich interessieren, darf nicht zu alt sein und sollte zudem einen neuen Ansatz liefern. *You know it when you see it.*

Wie arbeitet ein Martin Parr, insbesondere bei seinen dokumentarischen Serien? Fahren Sie in den Urlaub und nehmen einfach die Kamera mit?
Da ich mein Hobby zum Beruf gemacht habe, arbeite ich eigentlich ständig und bin ständig im Urlaub. Somit sind beide Dinge für mich ein und dasselbe. Außerdem: Warum sollte ich Urlaub von etwas nehmen, das mir doch

Spaß macht? Natürlich gibt es auch Trips, auf denen ich weniger fotografiere. Die sind dann meist nicht mit Auftragsarbeiten verbunden. Ich fahre beispielsweise gern nach Schottland. Natürlich wird es am Ende ein Buch darüber geben. *(lacht)*

Wonach wählen Sie Ihre Arbeits- und demnach ja auch Urlaubsorte aus?

In der Regel richtet sich das nach den Projekten, die ich gestartet habe oder für die ich von Kunden gebucht werde. Mein Kalender ist schon Monate im Voraus komplett verplant. Ich schaue mir die Angebote an, die ich



bekomme, suche mir das aus, was mir gefällt und versuche dann, alles unter einen Hut zu bringen.

So, wie mein Terminkalender derzeit aussieht, gibt es kaum noch Luft. Neben der Fotografie habe ich zahlreiche andere Jobs, beispielsweise den Vorsitz der Fotoagentur Magnum Photos und die Arbeit im Bereich des Fotobuchs. Gerade erst ist *The Chinese Photobook* erschienen [ein 456-seitiges Buch über die letzten 150 Jahre des Fotobuchs in China, Anm. d. Red.]. Das war ein gewaltiges Projekt. Darüber hinaus kuratiere ich auch immer wieder andere Fotobücher.

Wie läuft ein Auftrag in der Regel ab?

Wenn ich mich für ein Projekt entschieden habe, entsteht ein intensiver Dialog mit den Veranstaltern und Auftraggebern. Wir überlegen gemeinsam, wie die Sache aussehen könnte.

In meinem Büro in London sitzen zudem drei Leute, die sich um alles Organisatorische kümmern, was Reisen, Vorträge und Projekte angeht. Auch um die Prints kümmern sie sich. Somit muss ich mich mit all dem Zeug nicht rumschlagen.

Sie wussten bekanntlich schon mit 14 Jahren, dass Sie später als Fotograf arbeiten wollen... vielleicht sogar bereits mit 13. Wir müssen schon präzise sein, schließlich gebe ich hier ein Interview für ein deutsches Magazin. (beide lachen)

Na gut. Sie wussten also schon mit 13 Jahren, dass Sie später als Fotograf arbeiten wollen. Heutzutage den Lebensunterhalt mit Fotografie zu bestreiten, ist für die meisten, die es versuchen, enorm schwierig. Wie war die Situation, als Sie damals anfangen?

Es war sehr schwierig. Insbesondere die ersten 20 Jahre. Damals lehrte ich noch regelmäßig an Universitäten. Das war meine Haupteinnahmequelle. Mittlerweile unterrichte ich kaum noch. Heute habe ich eine Professur an der Belfast University – für sechs Tage im Jahr. Das ist mehr eine Sache des Renommees. Workshops oder dergleichen gebe ich gar nicht.

Hatten Sie sich je einen Plan B zurechtgelegt, falls es mit der Fotografie nicht klappt?

Ehrlich gesagt: nein. Ich hatte einfach vollstes Vertrauen, dass es mit der Fotografie schon klappen würde. Man muss einfach dran glauben.

Können Sie sich im Verlauf Ihrer Karriere an einen Moment erinnern, in dem Sie realisierten: Wow, ich hab's geschafft! Ich kann mit der Fotografie mein Geld verdienen.

Einen konkreten Moment gab es nicht. Es war eher ein schleichender Prozess. Obwohl... Als meine Werke 1986 erstmals auch international gezeigt wurden [auf dem Rencontres d'Arles, Anm. d. Red.], war das ein deutliches Signal, dass sich Europa mir gegenüber langsam öffnete. Wissen Sie, in Ländern wie Frankreich

oder auch Deutschland wird meine Arbeit mehr geschätzt als in Großbritannien.

Können Sie sich erklären, warum?

Wir in Großbritannien lieben die Fotografie einfach nicht so sehr wie die Franzosen oder die Deutschen. Stattdessen wird sie dort vielerorts eher geringschätzig betrachtet. Es herrscht die Ansicht, Fotografie wäre ausschließlich ein Handwerk. Zwar gibt es Tendenzen, dass sich das langsam ändert, aber aktuell besteht diesbezüglich noch deutlicher Nachholbedarf.

In bestimmter Weise ist es doch aber auch ein Handwerk, oder?

Hm... ja, und nein. Fotografie kann im Grunde genommen alles sein, was du möchtest. Obwohl. Eigentlich ist Fotografie kein Handwerk. *Photography is photography.*

Sie sind heute Vorbild und Inspiration für eine ganze Generation an Street- und Dokumentarfotografen. Wen hingegen bewundert ein Martin Parr?

Zeitgenössische Fotografen aufzuzählen, deren Arbeit ich gefördert sehen möchte, macht hier keinen Sinn. Dafür veröffentliche ich regelmäßig Listen mit unzähligen Namen. Wer sich die anschaut, bekommt einen guten Überblick darüber, wessen Fotografie und Fotobücher ich schätze.

Dann gibt es natürlich bereits gestandene Künstler wie Garry Winogrand, Lee Friedlander, Tony Ray-Jones, die ich stets respektiert und wertgeschätzt habe.

Es geht dabei immer um eine Kombination aus gestandenen Größen und aufstrebenden Fotografen, die neue Ideen und Energie in die Branche bringen.

Kommen wir zu Ihrem fotografischen Stil.

Viele Leute bringen Sie vornehmlich mit sehr gesättigten Aufnahmen in Verbindung...

Das stimmt, allerdings steht es nicht stellvertretend für das, was ich mache. Meine Fotos aus den 1980er Jahren zeigen deutlich gesättigtere Farben als spätere Arbeiten. Teilweise hat das natürlich mit dem Einsatz des Blitzes zu tun. Wer blitzt, bekommt automatisch intensive Farben. Das, was ich mache, ist also nicht per se super gesättigt. Als ich noch auf Film fotografierte, beispielsweise für mein Buch *Common Sense*, stimmte diese Aussage jedoch.



Kommt dort vornehmlich der Ringblitz zum Einsatz?

Für Close-ups schon, bei totaleren Szenen wird das natürlich schwierig. Aber noch mal: Ich drehe die Farben in den Fotos nicht künstlich auf, sondern zeige die Dinge einfach, wie sie wirklich sind.

Es gibt also keine Nachbearbeitung bei Ihren Fotos?

Von mir selbst sowieso nicht. Falls etwas gemacht wird, geschieht das durch das Personal in meinem Studio. Die Farben jedoch werden nicht angefasst.

Sie sagten gerade, Sie würden die Welt schlichtweg so zeigen, wie sie ist. War das auch der Grund, warum es bei Ihrer Aufnahme als Magnum-Vollmitglied erheblichen Gegenwind aus der konservativen Ecke der Agentur gab? Diese Herrschaften mochten einfach nicht,

was ich tue. Mit *Last Resort* konnten sie schlichtweg nichts anfangen. Das ist nicht nur bei Magnum so, sondern gilt auch für das generelle Publikum. Ich bin ein umstrittener Fotograf – was mir jedoch völlig irrsinnig erscheint: Was ist kontrovers daran, Supermärkte, Essen und Shopping zu fotografieren? Also im Grunde nichts weiter als das alltägliche Leben.

Kontrovers wäre es doch erst, wenn man einen Fotografen in ein Kriegsgebiet oder zu einer Hungerkatastrophe schicken würde, um dort Bilder zu machen. Dort sind, so finde ich, Thema und Herangehensweise deutlich streitbarer als bei jemandem, der einen Supermarkt fotografiert.

Spüren Sie diese Kontroverse um Ihre Arbeit auch heute noch?

Philipp Jones Griffiths war damals federführend bei der Magnum-Opposition. ▶



„Die soziale Funktion der Fotografie heutzutage ist es, dem Betrachter Lügen aufzutischen. Wird diesem jedoch die Wahrheit präsentiert, ist er geschockt. Das allein zeigt mir, wie naiv die Menschen sind, wenn es um Fotografie geht.“



Aber der ist mittlerweile tot und ich bin seit 21 Jahren Magnum-Mitglied, inzwischen sogar deren Präsident. Und zu diesem wird man gewählt, wissen Sie... Demnach muss ich ja irgendetwas richtig machen.

Dazu muss man sagen, dass Magnum heute anders aufgestellt ist, als es noch vor 20 Jahren der Fall war. So sind beispielsweise deutlich mehr verschiedene Fotografentypen involviert. Diese weitsichtige und aufgeschlossene Vision ist es auch, die uns am Leben hält. Andere Agenturen, die sich traditionell vor allem auf fotojournalistische Fotografie konzentrieren, kämpfen derzeit ums Überleben.

Fotojournalismus ist ein gutes Stichwort. Einer unserer Leser fragte, ob Sie in Zukunft noch eine Perspektive für fotojournalistische Berichterstattung sehen.

Definitiv. Allerdings muss diesen Leuten auch klar sein, dass sie sich nicht darauf verlassen können, einzig und allein von Zeitungs- und Magazinaufträgen leben zu können. Die Budgets, die mit derlei Auftragsarbeiten verbunden sind, werden von Jahr zu Jahr geringer.

Sie vertreten die Meinung, dass jedes Foto eine bestimmte Agenda hat und somit irgendwo auch Propaganda ist. Was ist die Agenda in den Aufnahmen von Martin Parr?

Mir geht es darum, den Alltag zu dokumentieren und meine Beziehung zu der Welt aufzuzeigen, in der wir leben. Im Kern beschäftige ich mich mit den Freizeitaktivitäten des reichen Westens, von dem wir selbst ein Teil sind. Wir definieren uns heutzutage darüber, was wir tun – und das halte ich in Bildern fest.

Käme es für Sie auch in Frage, ähnliche dokumentarische Arbeiten außerhalb der Ersten Welt zu fotografieren?

(überlegt kurz) Ja, vielleicht. Ich fotografiere kaum in der Dritten Welt. Zwar bin ich ab und an in Indien und war gerade in Ghana, aber mein Haupteinsatzgebiet ist dann doch der wohlhabende Westen.

Viele Leute, die den Namen Martin Parr hören, haben unmittelbar Arbeiten wie Life's a Beach im Kopf – Bilder, auf denen Sie die Menschen nicht gerade von ihrer Schokoladenseite zeigen. Doch das ist bei weitem nicht alles, was Sie fotografisch leisten. Fühlen Sie sich von diesen Menschen missverstanden?

Ich akzeptiere ohne Weiteres, dass nicht jeder meinen fotografischen Stil versteht. Aber am Ende ist es doch so: Ich bilde die Realität ab.



Mehr nicht. Wir sind einfach daran gewöhnt, permanent mit visueller Propaganda vollgestopft zu werden. Und es erstaunt mich immer wieder, dass sich die Leute aufregen, bloß weil sie die Welt ohne rosarote Brille sehen. Aber das liegt ganz sicher auch daran, wie wir Fotografie gewohntermaßen in der Gesellschaft empfinden und wahrnehmen.

Wie genau sieht diese Lesart Ihrer Meinung nach aus?

Die soziale Funktion der Fotografie heutzutage ist es, dem Betrachter Lügen aufzutischen. Wird dem Betrachter allerdings die ungeschönte Wahrheit präsentiert, ist er geschockt. Dieser Aspekt allein zeigt mir, wie naiv die Menschen sind, wenn es um Fotografie geht. Kaum jemand macht sich noch bewusst, dass all die Bilder, die uns umgeben, primär dazu dienen, etwas zu verkaufen. Meist ein Produkt oder eine Meinung.

Kommen wir zurück zu Ihrer Fotografie. Eine Frage, die sich viele Leute, auch unsere Leser, immer wieder stellen, ist die nach dem Grad der Inszenierung in Ihren Motiven...

Ich inszeniere lediglich meine Fashion-Aufnahmen. Und natürlich die Porträts in den dokumentarischen Projekten, aber das ist ja ganz offensichtlich. Ansonsten ist nichts gekünstelt.

Fragen Sie um Erlaubnis, ehe Sie den Auslöser drücken?

Nur, wenn ich Porträtaufnahmen mache. Ansonsten nicht. Warum sollte ich?

Einer unserer Leser fragte zudem, inwieweit sich Ihr Stil eventuell anders entwickelt hätte, würden für die Street Photography in Ihrer britischen Heimat striktere Regeln gelten.

Da die Regeln in Großbritannien vergleichsweise locker sind, stellt sich mir diese Frage nicht. In Frankreich ist das jedoch schon wieder anders. Wenn ich dort bin – was auch aufgrund der rechtlichen Situation nicht oft der Fall ist –, habe ich immer jemanden dabei, der mit den Leuten spricht, die ich fotografiere. Eine Einwilligung hole ich mir dort allerdings auch nicht.

Und mit dieser Vorgehensweise gab es noch nie Probleme?

Einmal gab es einen Kerl, den ich in einer Münchner Disko fotografiert habe. Er war mit der Aufnahme nicht einverstanden. Ich glaub, wir haben das Foto dann einfach gelöscht.

Ich denke, die Art meiner Fotos ist sehr verantwortungsbewusst. Schließlich wird ►



„Die Kritik an meiner Arbeit kommt mir irrsinnig vor. Schließlich zeige ich die Welt einfach, wie sie wirklich ist.“





niemand diffamiert, sondern einfach gezeigt, wie er oder sie in natura ist. Wenn die Leute das nicht verkraften können, ist das ihr Problem. Nicht meins.

Genau dieses Phänomen, das Sie auf ihrem Blog als Das Facebook-Problem betiteln, ist doch aber kontrovers: Einerseits wünschen sich die Leute vermehrt rechtliche Mittel zur Kontrolle über jedes Bild, auf dem sie abgebildet sind, andererseits posieren sie, sobald jemand Kamera oder Handy auf einer Party zückt. Dabei interessiert es meist niemanden, was am Ende auf dem Display zu sehen ist.

Ich würde nicht sagen, dass sich beides widerspricht. Dieses Sich-in-Szene-setzen ist schlichtweg zu einem natürlichen Reflex einer ganzen Generation geworden. Wir sind mittlerweile an die Flut dieser langweiligen und schlechten Fotos in den sozialen Medien

gewöhnt, auf denen jeder nett in die Kamera lächelt. Im Endeffekt sind das doch nichts weiter als schlechte, langweilige Lügen.

Welcher Rolle würden Sie der Fotografie in der heutigen Gesellschaft zusprechen?

Bilder sollen uns unterhalten. Dieses Entertainment kann unter Umständen auch eine ernsthafte Botschaft einschließen. Meine Hauptaufgabe ist es jedoch, Leute zu unterhalten. Ich verdiene mein Geld damit, Luxusgüter, also Fotokunst, zu produzieren, die sich andere Leute an die Wand hängen.

In Ihrer frühen Karriere haben Sie in Schwarzweiß fotografiert, ehe Sie Anfang der 1980er Jahre auf Farbbilder umstiegen. Kehren Sie heute noch manchmal zum Monochromen zurück?

Nein. Schwarzweiß spielt für mich keine Rolle mehr.

Viele Ihrer Projekte erstrecken sich über mehrere Jahre. Wie erkennen Sie den Moment, in dem es heißt: Ok, das war das letzte Foto. Jetzt bin ich mit diesem Projekt durch.

Irgendwie spürt man diesen Moment einfach. Erfahrung und Intuition spielen da eine große Rolle. Ich sehe mich selbst als sehr intuitive Person, bin kein Akademiker oder schrecklich intellektuell.

Die Modefotografie ist ja ein Bestandteil Ihrer Arbeit, den nur wenige kennen. Setzen Sie auch heute noch Kleidung in Szene?

Ja, ich mache etwa sechs dieser Jobs pro Jahr.

Unterscheiden sich diese Parr-Fotos dann von Ihren Dokumentarbildern?

Eigentlich kaum. Auch dort ist es meine Aufgabe, ein Problem fotografisch zu lösen, Models zu inszenieren und alles hinzubekommen.



Widerspricht diese Art der Bilder, die ja zweifelsohne etwas verkaufen sollen, nicht aber Ihrem sozialkritischen Ansatz der Fotografie?

Diese Aufnahmen entstehen natürlich in meinem eigenen Stil. Aber letztendlich ist es eine Auftragsarbeit. Leute bezahlen dich mitunter sehr gut, doch dafür musst du in Kauf nehmen, zumindest für dieses Projekt deine persönliche Haltung, deine Agenda abzulegen. Beides gleichzeitig geht nun mal nicht.

Problematisch erscheint mir das jedoch nicht. Solange man sich bewusst ist, seine Agenda verloren zu haben, ist das schon ok. Dann besteht die für eine gewisse Zeit eben aus dem fotografischen Problem, das mir der Auftraggeber gestellt hat.

Vor kurzem habe ich für den britischen Designer Henry Holland fotografiert. Die Bil-

der sind schon im meinem Stil gehalten, doch am Ende ist es schlichtweg Werbung. Er zahlt mir eine Menge Geld, ich mache Fotos für ihn. So einfach. Man nennt es Kommerz und die Deutschen sind verdammt gut darin. (lacht)

In der jüngeren Vergangenheit gab es immer wieder Kinofilme über große Fotografen: Vivian Maier, Dennis Stock, Sebastião Salgado. Wie sieht es aus mit einem Streifen über Martin Parr?

Gefilmt werde ich ja ständig, aber bisher kam noch niemand mit einem Drehbuch für einen Kinofilm um die Ecke. Ich denke auch nicht über solche Dinge nach. Wenn es sich ergibt, schön. Wenn nicht, dann nicht.

Mit über 80 Fotobüchern, die Sie selbst herausgebracht oder kuratiert haben, den unzäh-

ligen Projekten und Förderungen, die Sie dem Objekt „Fotobuch“ gewidmet haben, gelten Sie gemeinhin als Fotobuch-Papst. Wie sieht Ihrer Meinung nach die Rolle des Fotobuchs heute aus – speziell vor dem Hintergrund, dass der Großteil der Medien mittlerweile digital konsumiert wird.

Es ist definitiv eine Nische. Aber es ist das, was mir gefällt. Insbesondere der physische Aspekt des Fotobuchs bietet ein gutes Kontrastprogramm zur digitalen Welt, von der wir heute permanent umgeben sind. Veranstaltungen wie das fotobookfestival in Kassel leben von der Leidenschaft, die bestimmte Leute dem Fotobuch entgegenbringen. Sicher, große Besucherströme sehen anders aus. Dennoch bin ich der Meinung, dass das Fotobuch noch immer eine wichtige Rolle spielt.

Auch hier in Kassel wurde deutlich, dass der japanische Fotobuchmarkt derzeit tonangebend ist...

Ja und das schon seit geraumer Zeit. Grund dafür ist sicher auch, dass wir selbst dem Fotobuch viel zu lange viel zu wenig Auf- ▶





„Nicht zuletzt durch das Internet sehen viele Fotobücher heutzutage fast identisch aus. Man könnte sagen: Langweilig. Doch das ist auch gut so, denn ansonsten wäre es viel schwieriger, auf ein herausragendes Buch zu stoßen.“

merksamkeit geschenkt haben. Mittlerweile stehen wir dem Genre deutlich offener gegenüber, doch noch bleibt eine große Lücke, die es erstmal zu schließen gilt.

Welche Trends lassen sich aktuell in der Fotobuchszene ausmachen?

Durch das Internet nähern sich die Bücher generell gesehen immer stärker an. Somit entsteht ein Haufen austauschbarer, ja geradezu langweiliger Bücher. Doch genau die braucht es auch, um ein herausragendes Fotobuch zu entdecken.

Das Buch New York des US-amerikanischen Fotografen William Klein hat Ihrer Meinung nach das Bewusstsein für das Fotobuch enorm verändert. Wie ist das zu verstehen?

Als es Mitte der 1990er herauskam, war es sehr einflussreich. Er hat dem Fotobuch eine Vielzahl an gestalterischen Möglichkeiten gegeben, die es so vorher nicht unbedingt gab: Schwarzweiß-Fotografie, der körnige Look, Stream-of-consciousness-Layout. Noch heute finden sich diese Gestaltungselemente in den Fotobüchern junger Fotografen wie beispielsweise Daisuke Yokota. ■



Der britische Dokumentarfotograf, Fotojournalist und Fotobuchsammler Martin Parr wird 1952 im Londoner Vorort Epsom geboren. Schon als Schulkind lernt er, damals unter den Fittichen von Großvater George, die Fotografie zu lieben: Die Kamera vom Opa geliehen, gehen beide auf Fototour und entwickeln die Bilder gemeinsam in der Dunkelkammer. So fasst Parr schon früh den Entschluss, mit der Fotografie später sein Geld zu verdienen.

Zwischen 1970 und 1973 studiert er Fotografie an der Manchester Polytechnic (heute Manchester Metropolitan University) und verdingt sich zunächst einige Monate am Manchester Council for Community Relations. Zur gleichen Zeit entsteht mit *Home Sweet Home* die erste Veröffentlichung seiner Fotos.

1975 fällt der Startschuss für „Rural Communities“, dem ersten von bis heute fünf Langzeitprojekten: Dafür fotografiert er bis 1982 das ländliche England in West Yorkshire. Seine Schwarzweiß-Aufnahmen sind schon damals vom einem nüchternen, dokumentarischen Stil geprägt.

Seine frühe Fotografie hält er bewusst schwarz-weiß, denn mit Farbfotos, so Parr selbst, sei damals kein Fotograf ernst genommen worden. Erst 1982, nachdem er Werke von Meyerowitz, Eggleston und Shore sieht, schreibt sich auch der Brite den farbigen Bildern.

Im selben Jahr veröffentlicht er mit *Bad Weather* sein erstes Fotobuch. Bis heute sind dem gut 80 weitere gefolgt. Dazu kommen etwa drei Dutzend, die er selbst kuratiert hat. Thematisch dreht sich bei ihm vieles um Vorurteile und Klischees der verschiedenen Gesellschaftsschichten rund um den Globus, vor allem aber in Großbritannien. Außerdem bemüht sich Parr wie kaum ein zweiter um die systematische und wissenschaftliche Aufarbeitung des Fotobuchs als Kunstform.

1988 tritt er Magnum Photos als Associate Member bei und wird sechs Jahre später zum Vollmitglied gewählt. Allerdings nicht ohne Protest aus der konservativen Ecke der Fotoagentur. Er erreicht die nötige Zwei-Drittel-Mehrheit hauchdünn mit gerade mal einer Stimme mehr als nötig. Seit Juni 2014 ist er Magnum-Präsident.

Heute lebt Parr in Bristol. Für seine Fotos verwendet er eine Canon EOS 5D Mark III, zumeist mit Ringblitz und Diffusor.

Mehr Infos über Martin Parr gibt's auf

www.martinparr.com

